

DIRK ROSE

Res und verba

Literarhistorische Anmerkungen zu einer rhetorischen Beziehungsgeschichte

I. Res und verba in der »klassischen Rhetorik« – Ein Abriss

Nicht alle Dinge, die in der Welt sind, finden Eingang in die Sprache. Und nicht alle Dinge, die gesagt werden können, sind Gegenstände eines organisierten Sprechens, wie es Rhetorik und Literatur darstellen.

Die Beziehung von *res* und *verba* ist ihrem Grunde nach eine sprachphilosophische. Sie handelt von jenen Dingen, die überhaupt der Sprache zugänglich sind, bzw. von jenen Gegenständen, welche durch ihre Artikulation erst zu Dingen der Sprache werden.¹ Diese sprachphilosophische Ebene steht jedoch nicht im Fokus der folgenden Überlegungen. Sie konzentrieren sich vielmehr auf die Organisation des Verhältnisses von *res* und *verba*, für das über Jahrtausende hinweg in erster Linie die Rhetorik zuständig gewesen ist.² Diesem liegen allerdings tatsächlich zwei sprachphilosophische Annahmen zugrunde, die von gegensätzlichen Voraussetzungen ausgehen. Auf der einen Seite steht eine sprachgeschichtlich ältere »materiale Logik«,³ die besagt, dass zu jedem *verbum* genau eine Sache gehöre, die durch dieses Wort aufgerufen werde. In die Rhetorik hat diese Annahme als *propria* von *res* und *verba* Einzug gefunden.⁴ Ihr steht die wohl jüngere Auffassung der *copia* gegenüber:⁵ Sie geht von einer Überfülle der *res* aus, die den Redner dazu zwingt, die jeweils passenden *verba* auszuwählen; denn »dieser Überschuß der *res* macht einen direkten und eindeutigen Zugriff mit Worten unmöglich«. ⁶ Was beide Konzepte bei aller Gegensätzlichkeit eint, ist die Überzeugung, dass die *verba* überhaupt in der Lage sind, unterschiedliche

¹ Vgl. W.V.O. Quine: Theorien und Dinge [engl. 1981]. Übers. von Joachim Schulte. Frankfurt a.M. 1985, bes. S. 39–46.

² Vgl. den umfangreichen Artikel von Ekkehard Eggs: »Res-verba-Problem«. In: Gert Ueding (Hg.): Historisches Wörterbuch der Rhetorik. Bd. 7. Tübingen 2005, Sp. 1200–1310.

³ Ebd., Sp. 1227.

⁴ Vgl. etwa (am Beispiel Ciceros) Josef Martin: Antike Rhetorik. Technik und Methode. München 1974, S. 260f.

⁵ Vgl. Jean Claude Margolin/Andrea Merger: Art. »Copia«. In: Gert Ueding (Hg.): Historisches Wörterbuch der Rhetorik. Bd. 2. Tübingen 1994, Sp. 385–394.

⁶ Eggs: Art. »Res-verba-Problem«, Sp. 1227.

res in einen rhetorischen Sprechakt zu integrieren. Das setzt jedoch voraus, dass sie prinzipiell als der Rede zugänglich gedacht werden.

Dieser, im weitesten Sinn, anwendungsbezogene Aspekt bestimmt vor allem das Beziehungsgeflecht von *res* und *verba* in der lateinischen Rhetorik, deren Hauptaugenmerk der Vermittlung und Anordnung beider Komponenten gilt. Bei Quintilian lautet die Definition einer Rede wie folgt: »Omnis autem oratio constat aut ex iis quae significantur, aut ex iis quae significant, id est *rebus et verbis*«;⁷ also etwa: »Jede Rede besteht aus demjenigen, was bezeichnet wird, und demjenigen, was bezeichnet, das heißt: aus Gegenständen und Worten«. ⁸ Für die *res* ist dabei in erster Linie die *inventio* als Kunst des Auffindens von Gegenständen zuständig; für die *verba* die *elocutio*. Für die Organisation beider untereinander stellt die *dispositio* jenes rhetorische Arsenal zur Verfügung, mit dem *res* und *verba* verschaltet werden. Maßgebliches Kriterium dafür ist das *aptum*, also die Angemessenheit der jeweiligen Rede ihrem Anlass, ihrem Publikum und ihrem Thema gemäß. Damit sind jedoch zwei implizite Ausschlusskriterien für die *res* formuliert: Zum einen finden all jene Gegenstände keinen Eingang in die Rede, die gegen das *aptum* verstoßen. Und zum anderen sind all jene *res* ausgeschlossen, die nicht mit Hilfe der *dispositio* in ein Verhältnis zu den *verba* gebracht werden können.

Res im Sinne der lateinischen Rhetorik sind also bei Weitem nicht alle Dinge, die in der Welt vorkommen, sondern nur diejenigen, die mit Hilfe der *verba* im jeweiligen Redekontext formuliert werden können. Denn in der »darstellenden und ordnenden Aneignung« durch die *verba* »[erhalten] die *res* erst ihren Sinn«. ⁹ Sie bilden gewissermaßen jenen, durch den Redezweck vorgegebenen Referenzrahmen, innerhalb dessen Einzeldinge überhaupt in ihrer sprachlichen Realisierung in Erscheinung treten können. Damit erhalten diese Dinge zugleich eine Signifikanz innerhalb des rhetorischen Systems, da sie bereits eine »Vorauswahl« durch *inventio* und *dispositio* durchlaufen haben, die sie als *res* für die entsprechende Rede konstituiert. Alle Dinge, die in diesem rhetorischen System zur Sprache kommen, sind daher immer schon Dinge der Rede.

Auf der anderen Seite bleiben alle übrigen Dinge im Dunkel einer rhetorischen Erkenntnislehre, für die Benennen und Wissen ein und dasselbe sind.

⁷ Marcus Fabius Quintilianus: Ausbildung des Redners (*Institutionis oratoriae*). Hg. und übers. von Helmut Rahn. 2 Bde. Darmstadt 1988, Bd. I, S. 300 (III,5,1).

⁸ Helmut Rahn übersetzt hier: »aus Inhalt und Worten« (ebd., S. 301), was mir etwas zu frei wiedergegeben scheint, da unter *res* nicht ein thematischer Inhalt im Singular, sondern die durch die Rede konstituierten Gegenstände zu verstehen sind.

⁹ Eggs: Art. »Res-verba-Problem«, Sp. 1220.

Sie stellen gewissermaßen das Unbewusste der klassischen Rhetorik dar, das nicht zufällig in dem Moment zum Vorschein kommt, als ihr Regelsystem an normativer Kraft einbüßt.¹⁰

II. Der »Scherbel« – Rhetorisches Erzählen bei Christian Weise

In der Frühen Neuzeit bestand die Geltung der klassischen Rhetorik für eine regelgeleitete Textproduktion unvermindert fort und konnte, vermittelt durch den Renaissancehumanismus, sogar noch an Bedeutung gewinnen. Nicht zu Unrecht spricht Marc Fumaroli von *l'âge de l'éloquence*.¹¹ Für diese weitgehend gelehrte Textproduktion stellte die klassische Rhetorik nicht nur das Fundament dar; aus ihr leiteten sich auch die meisten Techniken der Textgewinnung und -strukturierung ab.¹² Zugrunde lag dem ein instrumentelles Sprachverständnis,¹³ das *res* und *verba* nach den jeweiligen rhetorischen Erfordernissen geordnet sehen wollte. Welche Dinge dabei überhaupt als *res* in Betracht kamen, entschied noch immer die *inventio*; und zwar durch ein ausgefeiltes System von *loci topici*, welche die Dinge als Gegenstände der Rede identifizierten, um sie anschließend mit Hilfe weiterer rhetorischer Techniken darin integrieren zu können.¹⁴

Für den mittel- und norddeutschen Sprachraum im späten 17. Jahrhundert ist in dieser Hinsicht Christian Weise mit seiner Rhetoriklehre besonders einflussreich gewesen.¹⁵ In ihr werden die *loci topici*, verbunden mit einem vergleichsweise einfachen Dispositionsschema von *antecedens* & *consequens*, zum Generalschlüssel für das Beziehungsgefüge von *res* und *verba*, da – so Weise – »die *Inventiones* mehrentheils mit gedachten *Locis* heraus quellen«.¹⁶ Dieses Verfahren will Weise im Übrigen nicht nur auf die offensichtlich rhetorischen Gattungen beschränkt sehen, zu denen in dieser Zeit selbst-

¹⁰ Vgl. dazu Abschnitt III dieses Beitrags.

¹¹ Marc Fumaroli: *L'âge de l'éloquence. Rhétorique et »res literaria« de la Renaissance au seuil de l'époque classique*. Genf/Paris 1980.

¹² Vgl. das Standardwerk von Wilfried Barner: *Barockrhetorik. Untersuchungen zu ihren geschichtlichen Grundlagen* [1970]. 2. Aufl., Tübingen 2002.

¹³ Vgl. Michael Isermann: *Empirismus und empiristische Sprachtheorie*. In: Peter Schmitter (Hg.): *Sprachtheorien der Neuzeit I. Der epistemologische Kontext neuzeitlicher Sprach- und Grammatiktheorie*. Tübingen 1999, S. 136–169, hier S. 164f.

¹⁴ Vgl. Manfred Beetz: *Rhetorische Logik. Prämissen der deutschen Lyrik im Übergang vom 17. zum 18. Jahrhundert*. Tübingen 1980, S. 120–144.

¹⁵ Vgl. auch hierzu noch einmal Barner: *Barockrhetorik*, S. 190–220.

¹⁶ Christian Weisens *Politischer Redner* [...]. Leipzig 1679, S. 122.

verständlich auch die Poesie gehört. Sein Erfolg gründet sich vorwiegend darauf, dass er diese Vorgehensweise auf nahezu alle Formen der Textproduktion ausweitet und dabei ausdrücklich auch die Prosaformen mit einbezieht – vom Geschäftsbrief bis zum Roman.¹⁷

Auch Christian Weises eigene, die sogenannten politischen Romane zeigen sich von dieser Form rhetorischer Textgenerierung beeinflusst.¹⁸ Ihre Protagonisten sind meist junge Adlige oder angehende Beamte, die gerade ihre, rhetorisch grundierte, Ausbildung absolviert haben. Sie werden in der Erzählhandlung durch eine Reihe von Situationen geführt, in denen sie sich sowohl habituell wie auch als Redner zu bewähren haben.¹⁹ In Anlehnung an das rhetorische Prinzip der *inventio* ließe sich das auch als eine Abfolge unterschiedlicher *loci* beschreiben, die je andere *res* zur Sprache bringen. Möglicherweise findet jede dieser Szenen auch deshalb an einem anderen Ort statt, um dieses strukturelle Prinzip auf der Handlungsebene zu versinnbildlichen.²⁰

Dabei können in diesen Romanen durchaus unterschiedliche Dinge zur Sprache kommen. Fragen der Stilhöhe und ihr angemessener Gegenstände spielen in diesem Zusammenhang offenbar nur eine untergeordnete Rolle; auch wenn nicht übersehen werden sollte, dass Weises Romane tendenziell genrehafte Szenen eines komischen Erzählens versammeln.²¹ Und wie in der Komödie – im Gegensatz zur Tragödie – »niedere« Szenen des Alltags zum Gegenstand werden können, so auch die Gegenstände des Alltags selbst.²²

¹⁷ Zur aktuellen Diskussion um die rhetorische bzw. poetologische Normierung von Prosatexten in der Frühen Neuzeit vgl. die Beiträge in dem Band von Thomas Althaus/Nicola Kaminski (Hg.): *Spielregeln barocker Prosa. Konzepte und theoriefähige Texturen »ungebundener Rede« in der Literatur des 17. Jahrhunderts*. Bern u.a. 2012.

¹⁸ Vgl. Gotthardt Frühsorge: *Der politische Körper. Zum Begriff des Politischen im 17. Jahrhundert und in den Romanen Christian Weises*. Stuttgart 1974, S. 31–35.

¹⁹ Zu diesem Strukturprinzip in Romanen um 1700 vgl. Dirk Rose: *Possen. Und ihre narrative Funktion in Romanen um 1700*. In: Bernhard Jahn/Dirk Rose/Thorsten Unger (Hg.): *Ordentliche Unordnung. Metamorphosen des Schwanks vom Mittelalter bis zur Moderne*. Festschrift für Michael Schilling zum 65. Geburtstag. Heidelberg 2014, S. 213–234.

²⁰ So heißt es in Christian Weises Roman *Die drei ärgsten Erznarren in der ganzen Welt* gleich zu Beginn, das »wäre ein schlechter Ort, da man viel Raritäten nicht antreffen würde«; Christian Weise: *Die drei ärgsten Erznarren in der ganzen Welt* [1673]. Neuausgabe Halle a.d. Saale 1878, S. 10.

²¹ Herbert Singer hat aus der Dominanz solcher Erzählmuster um 1700 auf die Gattung eines »Komödienromans« geschlossen, den er jedoch an den galanten Roman gebunden sehen wollte; vgl. Herbert Singer: *Der galante Roman*. 2. Aufl., Stuttgart 1966, S. 53–63.

²² Vgl. Volker Klotz: *Komödie. Etappen ihrer Geschichte von der Antike bis heute*. Frankfurt a.M. 2013, S. 175–181.

In dem Roman *Der politische Näscher* von 1678 berichtet ein Student über die Rache, die er an einer Frau genommen hat, welche ihm eine Falle stellen wollte. Er sucht sie des Nachts in ihrer Schlafkammer auf. Was dann geschieht, schildert er später in geselliger Runde folgendermaßen:

Damit fuhr ich ihr auf den Kopf loß/ und schmieß ihr das Gesichte mit trockenen Faeusten so weidlich ab/ daß sie kein weisses Plaetzgen unter den Augen behielt. Ja nach vollbrachtem Tractament wolte ich auch die letzte Öelung nicht sparen/ und goß ihr den Scherbel ueber den Kopf/ daß sie in Angst/ Zorn/ Furcht und Schmerzen nicht wuste/ wie sie aus dem Ungluecke entrinnen solte.²³

Das Beispiel zeigt auf ziemlich brutale Weise, dass durchaus profane Gegenstände wie ein Scherbel, also ein Nachttopf, Einzug in dieses Erzählen halten können. Es zeigt aber auch, dass diese Dinge in der Regel nicht unabhängig von ihrer rhetorischen Funktionalisierung verwendet werden. In diesem Fall ist das der durchaus despektierliche Vergleich mit der letzten Ölung, der den Gebrauch des Scherbels rhetorisch legitimiert. Ihm liegen gleich zwei *loci topici* zugrunde, der *locus comparationes* und der *locus contradictiones* bzw. *absurdus*: Der eine führt die Vergleichsebene ein, der zweite referiert auf die unterschiedlichen Substanzen von letzter Ölung und Nachttopf. Die Kombination dieser beiden *loci* ist typisch für eine argute Rhetorik, welche ihren Witz aus dem Vergleich des Gegensätzlichen zieht. Weise beschreibt die *Argutien* in einem seiner eigenen Rhetoriklehrbücher, dem *Politischen Redner* von 1679, wie folgt:

Erstlich setzen wir *Contraria* oder streitende Sachen zusammen. Darnach verbinden wir allerhand *Absurda*, oder solche Dinge/ welche dem ersten Anblicke nach sich ganz und gar nicht reimen. Ferner suchen wir unterschiedene *Comparata* oder Vergleichungen. [...] Und solche alle wissen wir mehrentheils mit nachdencklichen *Æquivocationibus* oder zwey=deutigen Reden anzubringen.²⁴

Dergestalt konstruierte *Argutien* kämen u.a. dort zur Anwendung, wo es gelte, »iemand[en] durchzuziehen«. ²⁵ Mit ihnen erweist sich der Student in dem Roman nicht nur auf der Ebene der Handlung als überlegen, sondern auch dadurch, dass er von dieser Episode argut zu berichten weiß und damit sein Opfer ein zweites Mal beschämt. Seine Erzählung verdeutlicht freilich auch, dass die *res*, und sei es in Gestalt eines Nachttopfes, immer auch Ge-

²³ [Christian Weise]: *Der Politische Näscher* [1678]. 2. Aufl., Leipzig 1679, S. 193f.

²⁴ Christian Weisens *Politischer Redner* [...]. Leipzig 1679, S. 66.

²⁵ Ebd., S. 71.

genstände einer Rhetorik bleiben, die ihre instrumentelle Beziehung zu den *verba* stets mit transportiert.²⁶ Die ›Widerständigkeit‹ oder ›Eigensinnigkeit‹ der Dinge kommt dabei gerade nicht zur Sprache.²⁷ Der Nachtopf dient vor allem als Behältnis für jene Substanz, welche den arguten Vergleich mit der letzten Ölung ermöglicht. Er ist in dem dunklen Zimmer so erstaunlich leicht zur Hand wie die rhetorische Figur in dem Erzählen davon.

III. Am Ende der ›klassischen Rhetorik‹ – Die *res* und die Dinge

Die Auflösung des rhetorischen Regelsystems und seiner Normdiskurse am Ende des 18. Jahrhunderts führt auch zu einer Neuordnung der Beziehung von *res* und *verba*. Allerdings könnte man diesen Satz auch umkehren, denn vielleicht trägt die Neuverhandlung der Beziehung von *res* und *verba* ihrerseits nicht unmaßgeblich zur Erosion des rhetorischen Regelsystems bei, an dessen Stelle nun genie- und textästhetische Faktoren treten.²⁸

Dabei scheinen, soweit ich sehe, zeichentheoretische Fragen nicht im Vordergrund zu stehen. Nicht die Alterität von Zeichen und Bezeichnetem ist das drängendste Problem; sie ist vielmehr – wie Michel Foucault in *Les mots et les choses* gezeigt hat – Folge jenes epistemologischen Umbaus, der auf die »limites de la représentation« reagiert.²⁹ Die *res* multiplizieren sich und werden zunehmend unüberschaubar, weil das Wissen über die Dinge exponentiell anwächst; und zwar nicht zuletzt durch die experimentellen Wissenschaften.³⁰ Ihre Fülle manifestiert sich in den großen enzyklopädi-

²⁶ Inwiefern die Kategorie der ›Fiktionalität‹ für ein solches rhetorisch generiertes Erzählen überhaupt angemessen ist, bleibt zu diskutieren. Vgl. Andreas Solbach: Fiktionaler und nicht-fiktionaler Diskurs in Christian Weises Romanen. In: Peter Behnke/Hans-Gert Roloff (Hg.): Christian Weise. Dichter – Gelehrter – Pädagoge. Beiträge zum ersten Christian-Weise-Symposium aus Anlaß des 350. Geburtstages, Zittau 1992. Bern u.a. 1994, S. 123–156.

²⁷ Zu diesem Problem vgl. die Beiträge in Hans Peter Hahn (Hg.): Vom Eigensinn der Dinge. Für eine neue Perspektive auf die Welt des Materiellen. Berlin 2015, bes. die Einleitung des Herausgebers (ebd., S. 9–56).

²⁸ Vgl. Dietmar Till: Transformationen der Rhetorik. Untersuchungen zum Wandel der Rhetoriktheorie im 17. und 18. Jahrhundert. Tübingen 2004, bes. S. 518–527 (am Beispiel Sulzers).

²⁹ Vgl. Michel Foucault: *Les mots et les choses. Une archéologie des sciences humaines*. Paris 1966, S. 229–261.

³⁰ Seit Descartes kann man unter die *res* alle Objekte subsumieren, die einer epistemologischen Beobachtung zugänglich sind, inklusive des Beobachters selbst; zur wissenschaftsgeschichtlichen Auswirkung eines solchen Begriffs von *res* im 18. Jahrhundert vgl. die

schen Projekten des Jahrhunderts – dem *Zedler* (1732–1754) ebenso wie der *Encyclopédie* (1751–1772). Die stattliche Anzahl ihrer Bände führt selbst dem Analphabeten vor Augen, welche Dimensionen die *res* inzwischen angenommen haben.³¹ Demgegenüber wirkt die Zahl der *verba*, wie sie die zeitgenössischen Wörterbücher vermerken, deutlich begrenzter und vor allem weniger dynamisch.³² Wenn am Ende des 18. Jahrhunderts also das Verhältnis von *res* und *verba* neu geordnet wird, so scheint es sich vordergründig um ein Materialproblem zu handeln.

Das mag seltsam anmuten, war es doch gerade die *copia* der *res*, welche die rhetorischen Selektionsmechanismen in Gang gesetzt hat.³³ Eben diese Mechanismen scheinen nun nicht mehr zu greifen. Offensichtlich ist die Beziehung von *res* und *verba* in eine Krise geraten. Das gilt zumindest für jene *res*, die ausschließlich durch rhetorische Vorannahmen zustande kommen und damit letztlich immer nur jene Gegenstände reproduzieren, welche ohnehin Teil des rhetorischen Systems sind. Die Persistenz anderer Gegenstände innerhalb des Wissenssystems der Aufklärung unterfüttert demgegenüber die grundsätzliche Kritik an einer rhetorischen Vorsortierung der *res*.³⁴ In dem Maße nämlich, in dem den Dingen als epistemischen wie sozialen Objekten ein eigener Geltungsanspruch zugestanden wird, treten sie gleichsam aus den *res* heraus und werden zu einem eigenen Erkenntnisobjekt, etwa für die natur- und sozialwissenschaftliche Beobachtung.³⁵ Diese Dinge lassen sich jedoch nicht mehr wie selbstverständlich in die Ordnung von *res* und *verba* integrieren; schon weil sie nicht notwendig *res* bestimmter *verba* sein müssen. So tritt am Ende des 18. Jahrhunderts der Unterschied von ›Ding‹ und ›Sache‹ als epistemologisches, aber auch als Darstellungsproblem offen

Beiträge in dem Band von Frauke Berndt/Daniel Fulda (Hg.): Die Sachen der Aufklärung. Beiträge der DGEJ-Jahrestagung 2010 in Halle/Salle. Hamburg 2012.

³¹ Das macht schon der Titel des folgenden Bandes deutlich: Kai Lohsträter/Flemming Schock (Hg.): Die gesammelte Welt. Studien zu Zedlers Universal-Lexicon. Wiesbaden 2013.

³² Immerhin bringt es das *Grammatisch-Kritische Wörterbuch der hochdeutschen Mundart* (1774–1786) von Johann Christoph Adelung in der Ausgabe von 1811 auf vier Bände mit 58 500 Lemmata. Das nimmt sich freilich gegenüber den zeitgenössischen Lexika (der *Zedler* etwa zählt 64 Bände) eher bescheiden aus.

³³ Vor dieses Problem sieht sich noch die ›konsequent realistische‹ Ästhetik der frühen Moderne gestellt. Vgl. Ingo Stöckmann: Über Fülle/Überfülle. Textverfahren der *Copia* um 1890. In: Moritz Baßler (Hg.): Entsagung und Routines. Aporien des Spätrealismus und Verfahren der frühen Moderne. Berlin/New York 2013, S. 319–334.

³⁴ Das lässt sich bis ins frühe 18. Jahrhundert und der Hinwendung der Schulrhetorik »zur Sachlogik« verfolgen; vgl. Beetz: Rhetorische Logik, S. 209–283 (Zitat S. 209).

³⁵ Vgl. die entsprechende Skizze bei Foucault: *Les mots et les choses*, S. 262–265.

zu Tage, in dem sich jenes Unbewusste der klassischen Rhetorik artikuliert, von dem bereits zu Beginn dieses Beitrags die Rede gewesen ist. Nicht zufällig war es Jacques Lacan, der in *Die Ethik der Psychoanalyse* auf diesen Umstand hingewiesen hat: »Die *Sache* ist das, dem die juristische Fragestellung gilt. [...] *Sache* und *Wort* sind also fest aneinander gebunden, bilden ein Paar. *Das Ding* hat seinen Ort anderswo.«³⁶ Das ist bereits im transzendentalen Jenseits der klassischen Rhetorik formuliert,³⁷ die dem ›Ding an sich‹ kein Interesse entgegenbringt, bis es zur Sache ihrer Rede werden kann. Ab der Mitte des 18. Jahrhunderts interessiert sich die Epistemologie hingegen für ›Dinge an sich‹ und stellt im Gegenzug ihre rhetorische Vorsortierung oder Überformung unter einen erkenntniskritischen Generalverdacht.³⁸

Eine ähnliche Entwicklung lässt sich auch auf dem Gebiet der Literatur feststellen, die ihrerseits unter genie- und textästhetischen Kriterien ›entrhetorisiert‹ wird.³⁹ Hinzu kommt die Entdeckung der Materialität sprachlicher und insbesondere schriftsprachlicher Zeichensysteme bzw. kultureller Praktiken, die nun selbst zu Dingen werden, denen eine wissenschaftliche Aufmerksamkeit jenseits rhetorischer Regelsysteme zu Teil werden kann.⁴⁰ Insofern liegt es eigentlich nahe, dass die von den *res* der Rhetorik entbundenen Dinge und eine entrheterisierte Literatur eine gewisse Affinität zueinander entwickeln, bildet doch der Entzug rhetorischer Normierungen ihren gemeinsamen Bezugspunkt. Spätestens im Realismus sollte diese Konvergenz dann ästhetisches Programm werden.

³⁶ Jacques Lacan: *Die Ethik in der Psychoanalyse* [frz. 1959/60]. Weinheim/Berlin 1996, S. 57 u. 59. Zitiert nach: Michael Niehaus: *Das Buch der wandernden Dinge. Vom Ring des Polykrates bis zum entwendeten Brief*. München 2009, S. 18f., wo jedoch angemerkt wird: »Das Ding ist stets mehr als die Sache, und in der Sache bleibt das Ding irgendwie enthalten« (ebd., S. 18).

³⁷ Tatsächlich bezieht sich Lacan unmittelbar auf Kant und das ›Ding an sich‹ (vgl. ebd.).

³⁸ Zur Rhetorikkritik etwa bei Kant vgl. Petra Gehring: *Menschen als »Maschinen« der Sprache. Über ein polemisches Sprachbild bei Kant*. In: Jörg F. Maas (Hg.): *Das Sichtbare denken. Modelle und Modellhaftigkeit in der Philosophie und den Wissenschaften*. Amsterdam/Atlanta 1993, S. 45–74.

³⁹ Vgl. Ursula Geitner: *Die Sprache der Verstellung. Studien zum rhetorischen und anthropologischen Wissen im 17. und 18. Jahrhundert*. Tübingen 1992, S. 239–283.

⁴⁰ Vgl. Foucault: *Les mots et les choses*, S. 307–313: »Le langage devenu objet«.

IV. »Salatkörbe« – Realistisches Erzählen bei Balzac

Die Entkoppelung von *res* und *verba* führt jedoch keineswegs notwendig zu realistischen Darstellungsverfahren. Im Gegenteil kann sich der literarische Fokus ja ebenso gut auf die *verba* selbst richten, die nun zu ihren eigenen *res* werden. Genau das geschieht in der romantischen Literaturbewegung in weiten Teilen Europas um 1800. In Anbetracht ihrer ambitionierten selbst-reflexiven Kunstpraxis muss die Fixierung auf die dingliche Welt, wie sie im realistischen Erzählen zu Tage tritt, zunächst wie ein Rückschritt erscheinen. Und tatsächlich ist genau dieser Vorbehalt, »der Realismus wäre gleichsam eine Modernepause zwischen der ästhetischen Moderne um 1800 und der um 1900«,⁴¹ vonseiten einer avantgardistischen Ästhetik oft formuliert worden. Aus ihm resultiert der immer wiederkehrende Rechtfertigungszwang realistischer Darstellungsverfahren, sie seien *trotzdem* Poesie.⁴² In der Literaturwissenschaft inspiriert dieser Vorbehalt semiotische Lektüren realistischer Texte, deren Ziel oft darin besteht, die dingliche Dimension der Darstellungsweise in eine Zeichenrelation aufzulösen.⁴³ Dabei sollte freilich mitbedacht werden, dass die Dinge zeichentheoretisch durch »die Differenz von präsentativen und diskursiven Zeichensystemen« geprägt sind, was letztlich »zur ›Unübersetzbarkeit‹ der Bedeutungen materieller Kultur in Texten« führe.⁴⁴ Mit anderen Worten: Durch die Referenz auf materielle Dinge wird in realistischen Erzählverfahren auf eine den Textwelten voraus- und nebengelagerte Welt sinnlicher wie sozialer Erfahrung rekurriert, die gerade durch ihre Widerständigkeit in den Texten selbst deren Geltungsbereich über literarische Diskurse hinaus erweitern.⁴⁵ Man kann die

⁴¹ Sabine Schneider: Einleitung. In: Dies./Barbara Hunfeld (Hg.): Die Dinge und die Zeichen. Dimensionen des Realistischen in der Erzählliteratur des 19. Jahrhunderts. Für Helmut Pfotenhauer. Würzburg 2008, S. 11–24, hier S. 11.

⁴² Vgl. beispielhaft Emil Homberg: Die Aporien des Realismus (1870). In: Gerhard Plumpe (Hg.): Theorie des bürgerlichen Realismus. Eine Textsammlung. Bibliographisch ergänzte Ausgabe. Stuttgart 1997, S. 153–155.

⁴³ Vgl. die einschlägigen Beiträge in dem genannten Band von Schneider/Hunfeld (Hg.): Die Dinge und die Zeichen.

⁴⁴ Hans Peter Hahn: Materielle Kultur. Eine Einführung. 2., überarb. Aufl., Berlin 2014, S. 124.

⁴⁵ Wenn Jurij Lotman (Vorlesungen zu einer strukturalen Poetik. Übers. von Waltraud Jachnow. München 1972, S. 171) formuliert: »Der Text existiert als Kontrahent zu den außertextlichen Strukturelementen«, so sind damit nicht zuletzt die Dinge selbst angesprochen, welche Grenze und Bezugspunkt des Textes markieren.

›Verdinglichung‹⁴⁶ in der realistischen Literatur nach 1800 demnach auch als Verlängerung des *res-verba*-Problems unter neuen poetologischen Vorzeichen begreifen. Denn nach dem Wegfall ihrer Konstituierung durch die *res* drängen die Dinge gleichsam ungefiltert in ein Sprechen ein, das keine rhetorische Vorsortierung seiner Gegenstände mehr kennt. Dabei scheint sich das Verhältnis von *res* und *verba* geradezu umzukehren: Es sind nun die *res*, und zwar in Gestalt der Dinge selbst, welche die entsprechenden *verba* einfordern und die Rede von sich organisieren.⁴⁷

Berühmt dafür sind die Beschreibungen in den Romanen Honoré de Balzacs geworden, etwa die scheinbar unmotiviertere Anhäufung von Dingen in Pariser Antiquitätenkabinetten zu Beginn von *La Peau de Chagrin* (1831): »Au premier coup d’œil, les magasins lui offrirent un tableau confus, dans lequel toutes les œuvres humaines et divines se heurtaient.«⁴⁸ Man kann diese Anhäufung von »débris«⁴⁹ – selbst in ihrer fragmentarisierten Gestalt – noch als spätes Erbe einer rhetorisch motivierten *Ekphrasis* begreifen.⁵⁰ Sie zeigt aber zugleich die Grenzen von rhetorischen Textverfahren auf, welche eigentlich die Aufgabe hätten, dieser *copia* der Dinge Herr zu werden.⁵¹ Stattdessen kapitulieren sie vor der »multitude de figures endolories, gracieuses et terribles, obscures et lucides, lointaines et rapprochées, [...] par masses, par myriades, par générations.«⁵² Nicht zufällig ist es mit dem *Peau de Chagrin*

⁴⁶ Es sollte nicht vergessen werden, dass Karl Marx seine Theorie der ›Verdinglichung‹ in der Hochphase realistischer Erzählweisen bzw. als deren Lektüresultat entwickelt; vgl. Michael Heinrich: Grundbegriffe der Kritik der politischen Ökonomie. In: Michael Quante u.a. (Hg.): Marx-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung. Stuttgart 2016, S. 173–193, hier S. 178–180.

⁴⁷ Am Beispiel der wandernden Dinge betont Niehaus: Das Buch der wandernden Dinge, S. 26: »Solche Geschichten erzählen davon, wie Dinge ihre Träger in eine Subjektposition versetzen, die jenseits der Sachherrschaft liegt, und wie sie Konstellationen zwischen Subjekten manifest machen, von denen diese nichts gewusst haben«.

⁴⁸ Honoré de Balzac: *La Peau de Chagrin* [1831]. Paris 1967, S. 17.

⁴⁹ Ebd., S. 18.

⁵⁰ Vgl. Heinz Drügh: Ästhetik der Beschreibung. Poetische und kulturelle Energie deskriptiver Texte (1700–2000). Tübingen 2006, S. 135–139.

⁵¹ Noch Walter Benjamin sah sich bei den Vorbereitungen zu seinem *Passagen-Werk* vor ein ähnliches Problem gestellt, zumal er es teilweise mit demselben Material wie Balzac zu tun hatte. Allerdings kam für ihn bezeichnenderweise eine rhetorische Ordnung nicht mehr in Betracht; stattdessen fragte er nach den »geschichtsphilosophischen Zusammenhängen«, mit denen das Material »unterworfen, besiedelt, verwaltet« werden könne; Walter Benjamin an Gershom Scholem, 23. April 1928. Zitiert nach: Walter Benjamin: Das *Passagen-Werk* (Gesammelte Schriften. Bd. V, 1/2). Hg. von Rolf Tiedemann. Frankfurt am Main 1991, S. 1086.

⁵² Balzac: *La Peau de Chagrin*, S. 19.

und seinen magischen Eigenschaften ein letztlich romantisches Requisit, das diese Fülle der Dinge noch einmal zu strukturieren und in einen Erzählzusammenhang zu bringen versteht.⁵³

In seinen späteren Romanen wird Balzac auf solche Hilfsmittel in der Regel verzichten und andere Erzählverfahren erproben, um Dinge und Worte in ein neues Verhältnis zueinander zu bringen. Das geschieht vor allem dadurch, dass im Sinne einer frühen Milieutheorie Figuren und Situationen durch die Beschreibung von ihnen zugehörigen Dingen charakterisiert werden.⁵⁴ Die Signifikanz dieses Verhältnisses als Entsprechung von erzählter und sozialer Welt ist es letztlich, die diesem Erzählen überhaupt erst eine ›realistische‹ Signatur verleiht.⁵⁵ Zu Beginn des Romans *Illusions perdues* (1839) findet man folgende Beschreibung einer Wohnung:

Le salon, modernisé par feu madame Séchard, offrait d'épouvantables boiseries peintes en bleu de perruquier; les panneaux étaient décorés d'un papier à scènes orientales, colorisées en bistre sur un fond blanc; le meuble consistait en six chaises garnies de basane bleue dont les dossiers représentaient des lyres. Les deux fenêtres du Mûrier, étaient sans rideaux; la cheminée n'avait ni flambeau, ni pendule, ni glace.⁵⁶

Wie so oft bei Balzac dient die Schilderung des Interieurs der sozialen Charakterisierung seiner Bewohner; in diesem Fall von Emporkömmlingen in der Provinz, welche vergeblich versuchen, einen gehobenen bürgerlichen Geschmack zu kopieren. Das Eklektische dieses Versuchs lässt sich schon an den Möbelstücken ablesen. Dass sie ihn dann sogar abbrechen, deutet auf die soziale Stagnation dieser Familie hin. Der Verweisungszusammenhang, den diese Dinge herstellen, unterscheidet sich damit deutlich von der rhetorischen *propria* zwischen *res* und *verba*. Diese Dinge verweisen nicht auf den Status der Rede, sondern der Figuren bzw. ihres Milieus. Ihr Referent

⁵³ Dieser Zusammenhang ist allerdings auch durch die Exotik der Objekte vorgeprägt. Vgl. das Kapitel »The Orientalist Paradox and the Object(s) of Empire« bei Geoffrey Baker: *Realism's Empire. Empiricism and Enchantment in the Nineteenth-Century Novel*. Ohio 2008, S. 29–36.

⁵⁴ Georg Lukács hat das auf die Formel gebracht, bei Balzac werde die »Beschreibung [...] fast überall in Handlung umgesetzt«; Georg Lukács: *Erzählen oder beschreiben?* In: Ders.: *Probleme des Realismus I*. Neuwied 1971, S. 197–242, hier S. 204.

⁵⁵ So ließe sich in etwa die Grundthese zusammenfassen der ›klassischen‹ Untersuchung von Erich Auerbach: *Mimesis. Dargestellte Wirklichkeit in der abendländischen Literatur* [1946]. 9. Aufl., Tübingen/Basel 1994; besonders greifbar im Schlusskapitel »Der braune Strumpf« (S. 488–514).

⁵⁶ Honoré de Balzac: *Illusions Perdues* [1839]. Hg. von Antoine Adam. Paris 1961, S. 12.

ist weit weniger der literarische Sprechakt als vielmehr die soziale Tatsachewelt im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts in der französischen Provinz. Daraus resultiert nicht zuletzt der Geltungsanspruch dieses Erzählens im Kontext politischer Sprachregimes,⁵⁷ wie die Fortsetzung des Romans dann zeigen wird.

Im Gegensatz zum Erzähler (und Leser) hat der Protagonist dieses Romans, der junge Dichter Lucien de Rubempré, zunächst keine Augen für solche Dinge. Erst nach und nach werden sie ihm geöffnet. Die Illusionen, die er dabei verliert, gehören einem romantischen Dichterverständnis an, das sich mit der Realität einer industrialisierten und mechanisierten Textproduktion wie -zirkulation konfrontiert sieht. Sie ist allererst eine Realität der materiellen Dinge. Deswegen wird in dem Roman technischen Beschreibungen, etwa der Papierherstellung oder der Produktion von Zeitungen, so breiter Raum zugestanden.⁵⁸ Es ist diese dingliche Welt, welche dem Dichter Lucien de Rubempré letztlich die *verba* diktiert; nicht das romantische Ideal einer sich selbst fortzeugenden lyrischen Sprache, die ohne den Verweis auf die Dinge auszukommen scheint.⁵⁹ Lucien zieht daraus die Konsequenz, seine kurze Laufbahn als Dichter und Journalist zu beenden und stattdessen in die Politik zu wechseln, mit anderen Worten: in den Handlungsraum der Dinge selbst einzutreten und über sie Macht zu gewinnen.

Dem Scheitern auch dieser Ambition ist die Fortsetzung des Romans unter dem Titel *Splendeurs et Misères des Courtisanes* (1847) gewidmet. In ihm erweist sich der Verlust der Illusionen aus dem vorhergehenden Roman seinerseits als illusionärer Akt. Zugleich führt Balzac damit sein eigenes Erzählverfahren zumindest teilweise *ad absurdum*. Zwar begegnen auch in diesem Roman die bekannten Beschreibungen von Dingen wieder, mit deren Hilfe Figuren und Situationen charakterisiert werden sollen. Allerdings erweisen sie sich oft als trügerisch. So heißt es über einen Rentier in einem Pariser Café:

Ce café, comme tous les cafés d'ailleurs, avait son personnage original dans ce père Canquoëlle, qui y venait depuis l'année 1811. [...] Le père Canquoëlle donnait dans sa prononciation un perpétuel certificat de son origine [...]. Son nom

⁵⁷ Vgl. die an Jacques Rancière anschließenden Überlegungen von Johannes F. Lehmann in diesem Band.

⁵⁸ Das ist auch Thema der Arbeit von Carlos Spoerhase: *Das Format der Literatur. Materielle Textualität zwischen 1740 und 1830*. Göttingen 2018.

⁵⁹ Die Konfrontation einer romantischen, gleichsam gegenstandslosen Herkunft mit der »Realität« der dinglichen und verdinglichten Welt ist das große Thema der Bildungsromane des 19. Jahrhunderts. Vgl. am Beispiel Gottfried Kellers den Beitrag von Peter C. Pohl in diesem Band.

était celui d'un petit bien appelé Les Canquoëlles, mot qui signifie hanneton dans quelques provinces, et situé dans le département de Vaucluse, d'où il était venu. [...] Aujourd'hui la mise du Canquoëlle semblerait étrange; mais de 1811 à 1820, elle n'étonnait personne.⁶⁰

Was folgt, ist eine für Balzac typische eingehende Beschreibung der Kleidung, aus der auf Biographie und Charakter der in ihr steckenden Figur geschlossen werden soll. Das Ganze hat nur einen Haken: Vater Canquoëlle heißt in Wirklichkeit Peyrrade und wird auch später im Roman meistens so genannt. Er ist ein ehemaliger Geheimagent, der lange in Brüssel tätig gewesen ist, und stammt keineswegs aus dem Vaucluse. Seine Sprechweise und sein Aufzug führen die Besucher des Cafés David ebenso in die Irre wie die Leser des Romans.

Man kann das, wenn man will, als ein Spiel mit Signifikanten bzw. sogar als »a semiological sledgehammer«⁶¹ verstehen. Man kann daraus jedoch ebenso auf die Persistenz der Signifikate schließen. Denn in diesem Spiel tritt deutlich zu Tage, dass es die Dinge selbst sind, die das Erzählen über sie bzw. die Organisation der *verba* bestimmen. Die Täuschung der Leser gelingt nämlich nur unter der Prämisse, dass man den erzählten Dingen genau jene Signifikanz zuspricht, die sie in der historisch-sozialen Realität und in den »realistischen« Narrativen von ihr haben. Die Dinge in *Splendeurs et Misères des Courtisanes* erzählen gewissermaßen einen Balzac-Roman, dessen Täuschungsabsicht auch deshalb funktioniert, weil der Leser ihrem gewohnten erzählerischen Koordinatensystem vertraut. Und die kriminellen Verwandlungskünstler, deren Oberhaupt u.a. den Namen »Trompe-la-Mort«⁶² trägt, erweisen sich ihrerseits als gute Leser Balzac'scher Romane. Sie dienen ihnen offenbar zum Vorbild für ihre Verkleidungen, welche in der Lage sind, gleichsam von selbst jene täuschend echten Geschichten zu erzählen, auf welche die Leser und die anderen Figuren zunächst hereinfallen.⁶³

Die naheliegende Schlussfolgerung, dass angesichts der trügerischen Signifikanz der Dinge allein die *verba* noch Wahrheit verbürgen können, wird in dem Roman jedoch vom Fortgang der Handlung konterkariert. Mit der Strafjustiz, deren möglichst exakte Schilderung einen breiten Raum einnimmt, werden wieder Dinge ins Spiel gebracht, mit denen nicht zu spaßen

⁶⁰ Honoré de Balzac: *Splendeurs et Misères des Courtisanes* [1847]. Paris 1968, S. 158f.

⁶¹ Christopher Prendergast: *The order of Mimesis*. Balzac, Stendhal, Nerval, Flaubert. Cambridge 1986, S. 65.

⁶² Balzac: *Splendeurs et Misères*, S. 517.

⁶³ Vgl. auch Peter Brooks: Balzac: Epistemophilia and the Collapse of the Restoration. In: *Yale French Studies* 101 (2001), S. 119–131.

ist.⁶⁴ So beginnt das betreffende Kapitel mit der ausführlichen Beschreibung eines Gefangenentransporters, die wie das Gefährt selbst ohne doppelten Boden auskommt:

Le lendemain, à six heures, deux voitures menées en poste et appelées par le peuple dans sa langue énergique des *paniers à salade* sortirent de la Force, pour se diriger sur la Conciergerie au Palais de Justice. [...] Ce surnom de panier à salade vient de ce que, primitivement, la voiture étant à claire-voie de tous côtés, les prisonniers devaient y être secoués absolument comme des salades.[...] Ainsi l'évasion est impossible. La voiture, double de tôle, ne se laisse mordre par aucun outil.⁶⁵

Der Name »Salatkorb« (*panier à salade*), der im ersten Moment als eine argute Benennung aufgefasst werden könnte, ist alles andere als das. Denn während bei den Argutien in der Regel der Witz darin besteht, dass grammatikalische und gegenläufige semantische Einheiten miteinander verschränkt werden,⁶⁶ handelt es sich bei den »Salatkörben« lediglich um die metonymische Bezeichnung für einen Wagen, der eben »à claire-voie« einem Salatkorb bzw. dessen Bewegung ähnelt. Der Scherbel in Christian Weises Roman musste keinen anderen Namen tragen; er bezog aus seiner Funktion für den rhetorischen Vergleich mit der letzten Ölung seinen Darstellungsgrund. Der Vergleich der Gefängniswagen mit Salatkörben speist sich hingegen aus der materiellen Ähnlichkeit beider Dinge, nicht jedoch aus einer rhetorischen Operation. Jede Flucht aus diesem Gefährt ist auch erzählerisch unmöglich, denn anders als die rhetorischen Argutien lässt dieses Ding keinerlei Zweideutigkeit zu, sondern ist sogar doppelt gesichert (»double de tôle«). Ähnliches lässt sich über den Fortgang der Handlung ab diesem Moment sagen. Zwar gelingt es »Trompe-la-Mort« noch eine Weile, die Ermittlungsbehörden über seine Identität hinwegzutäuschen. Sein Leben aber rettet er ausgerechnet dadurch, dass er diese Identität preisgibt und zugleich selbst annimmt. Auch deshalb trägt er am Ende des Romans seinen bürgerlichen Namen: Jacques Collin. Dass er unter diesem Namen sogar noch als Polizeispitzel innerhalb des juristischen Apparats Karriere machen wird, ist die politisch brisante, zeichentheoretisch jedoch nahezu folgerichtige Konsequenz aus diesem Erzählverlauf. Denn dem juristischen Bereich fällt die Aufgabe

⁶⁴ Vgl. Pierre L. Horn: The Judicial Police in the Novels of Balzac. In: Clues 8 (1987), S. 41–50.

⁶⁵ Balzac: Splendeurs et Misères, S. 341f.

⁶⁶ Vgl. Franz Günter Sieveke: »Argutia« – ein rhetorischer Gag? Ästhetik und gelehrte Schreiberintention. In: Peter Hefelmann u.a. (Hg.): »Das Schöne soll sein«. Aisthesis in der deutschen Literatur. Festschrift Wolfgang F. Bender. Bielefeld 2001, S. 57–72.

zu, jene Eindeutigkeit von Zeichen und Dingen wiederherzustellen, welche das Erzählen zuvor permanent durchkreuzt hat. Jacques Collin polizeilicher Auftrag besteht darin, Dinge zu ›durchschauen‹, d.h. sie als das zu sehen, was sie ›tatsächlich‹ sind – und dieses gesicherte Wissen dann an die Ermittlungsbehörden weiterzuleiten, damit sie zu juristischen ›Sachen‹ im Sinne Lacans werden können. Dazu gehört auch die relativ banale Erkenntnis, dass »Salatkorb« nur ein anderes Wort für einen Gefangenentransporter ist, das gleichwohl den, der es benutzt, als Teil eines bestimmten Milieus kennzeichnet.⁶⁷

Eine solche Aufgabe könnte freilich auch der Leser des Romans übernehmen, der zum Komplizen von Jacques Collin geworden ist, indem er durch die Lektüre dessen semiologische Kompetenz erlangt hat. Das so erworbene ›Wissen‹ gründet auf der Überzeugung, dass Dinge und Worte ihren gemeinsamen Referenzpunkt in einer Gesellschaft haben, die sie produziert und die durch sie produziert wird.⁶⁸ Deren *res* freilich – die Abstrakta einer komplexen modernen Gesellschaft – sind höchstens noch den *verba* einer soziologischen Begriffssprache zugänglich. Dem Erzählen bleiben hingegen nur die Dinge als Ressource, die von diesen *res* entbunden werden und dabei auf sie rückverweisen: »La prose n'a d'autre ressource que le réel«.⁶⁹

V. »Die Ur« – Topisches Erzählen bei Erwin Strittmatter

In Erwin Strittmatters Erzählband *Die blaue Nachtigall oder Der Anfang von etwas* (1972) sind einzelne Wörter typographisch durch Großbuchstaben hervorgehoben. Meist handelt es sich dabei um Wörter oder Begriffe, die einen topisch besetzten Imaginationsraum eröffnen. So heißt es etwa über den Großvater des Erzählers, der von seinen Kindheitserlebnissen berichtet: »Großvater, der ehemalige Pferdekehnecht, [...] führte um die Zeit, da ich ihn kennenlernte, die Berufsbezeichnung HANDELSMANN, und der Volksmund auf der Lausitzer Heide nannte solche Leute RUMGEHER.«⁷⁰

⁶⁷ Daher auch die Faszination für die ›Gauinersprache‹ in dem Roman; Balzac: *Splendeurs et Misères*, S. 507–511: »Essai philosophique, linguistique et littéraire sur l'argot, les filles et les voleurs«.

⁶⁸ Vgl. dazu aktuell Frank Trentmann: *Herrschaft der Dinge. Die Geschichte des Konsums vom 15. Jahrhundert bis heute*. Stuttgart 2017.

⁶⁹ Balzac: *Splendeurs et Misères*, S. 531.

⁷⁰ Erwin Strittmatter: *Die blaue Nachtigall oder Der Anfang von etwas* [1972]. 3. Aufl., Berlin/Weimar 1974, S. 15.

Anders als bei den »Salatkörben« Balzacs wird mit diesen Bezeichnungen in der Regel ein breites semantisches Feld aufgerufen, das zwar auch sozial- und milieuhängig ist, aber deutlich archetypische Züge trägt. Sowohl die Bezeichnung »Handelsmann« als auch die Benennung »Rumgeher« stehen stellvertretend für je eigene Narrative, die sich teilweise bis zu den frühesten Erzählungen der Kulturgeschichte rückverfolgen lassen und die von der Imaginationskraft des Erzählers oder Lesers ganz unterschiedlich ausgefüllt werden können. In Anlehnung an Ernst Robert Curtius ließe sich von einem topischen Erzählen sprechen, das »archaische Urbilder des kollektiven Unbewußten«⁷¹ aufgreift und modelliert. Zwar wollte Curtius eine solche »poetische Topik«⁷² ausdrücklich im Gegensatz zur rhetorischen Topiklehre verstanden wissen. Aber auch eine »poetische Topik« rekurriert letztlich auf rhetorische Muster, deren *res* kollektiv geteilte Überzeugungen oder Erfahrungen bilden, an die der Redner zu appellieren sucht.⁷³ So heißt es in den Erzählungen Strittmatters an einer Stelle: »Alles zusammen verwob sich in mir zu einer Stimmung, und diese Stimmung heißt heute bei mir KINDHEITSSOMMER.«⁷⁴ Um diese Stimmung zu vermitteln, werden topische Bilder aufgerufen, die der Erzähler mit nahezu allen Lesern teilen dürfte; wie unterschiedlich die jeweiligen Sommer auch immer ausgefallen sein mögen.

Seinen Gegenentwurf findet ein solches Erzählen, wie Curtius schon bemerkte, in einer topischen Rhetorik, welche mit Versatzstücken arbeitet, die längst zum Klischee geworden sind.⁷⁵ So berichtet der Erzähler über einen Onkel, der den unterschiedlichsten Lesestoff relativ wahllos in sich aufnimmt:

Ach, hätte der Onkel Sitzfleisch gehabt und sich ein wenig mehr um die kapriziöse Dame Orthographie gekümmert! Er hätte eine Art Löschblatt-Literatur aus vorgestanzten Wendungen und Bildern und aus vorgeprägten dramatischen Szenen

⁷¹ Ernst Robert Curtius: Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter [1948]. 11. Aufl., Tübingen/Basel 1993, S. 115.

⁷² Ebd., S. 92.

⁷³ Dieser Aspekt spielt für die antike Rhetorik unter dem Stichwort der *persuasio* eine zentrale Rolle. Aristoteles bespricht ihn gleich im zweiten Abschnitt seiner Rhetorik ausführlich. Vgl. Aristoteles: Rhetorik. Übers. und hg. von Gernot Krapinger. Stuttgart 1999, S. 11–19.

⁷⁴ Strittmatter: Die blaue Nachtigall, S. 24.

⁷⁵ Zum Umschlag vom Topos ins Klischee vgl. Manfred Beller: Vorurteils- und Stereotypenforschung: Interferenzen zwischen Literaturwissenschaft und Sozialpsychologie. In: Elena Agazzi/Raul Calzoni (Hg.): Eingebildete Nationalcharaktere. Vorträge und Aufsätze zur literarischen Imagologie. Göttingen 2006, S. 47–60, hier S. 60.

zustande bringen können, wie jene Schwülstlinge und Journal-Gespielinnen, die in ›Morpheus' Armen ruhen‹, wenn sie schlafen, denen Berlin, Dresden und Leningrad zu nichtssagend sind, und die deshalb von ›Spreeathen‹, ›Elbflorenz‹ und der ›Newa-Metropole‹ schreiben. Sie heiraten nicht, sondern ›schmieden ihre Ehe‹, trinken ›Rebensaft‹ und ›edles Naß‹ bei dieser Gelegenheit und ›steuern‹ nicht auf den Berliner Ausflugsschiffen, sondern mit der ›Freizeit-Armada‹ in den ›Honigmond‹.⁷⁶

Dinge und Worte werden hier in eine rhetorisch operationalisierte Beziehung zueinander gesetzt, die durch ihre Fixierung in der Schriftsprache hochgradig konventionalisiert ist. Sie ähnelt den *loci topici* in frühneuzeitlichen Rhetoriklehrbüchern.⁷⁷ Standardisiert und verbraucht, scheinen sie nicht mehr in der Lage, die imaginative Übersetzung individueller in kollektive Erfahrung (und umgekehrt) zu ermöglichen, welche das topische Erzählen Strittmatters kennzeichnet. Um solchen rhetorischen Floskeln zu entgehen, greift sein Erzähler auf alltägliche bzw. regionale Ausdrücke zurück, die sich vor allem mündlich tradiert haben, wie etwa der »Rumgeher«, den »der Volksmund auf der Lausitzer Heide« so nennt. Mit Hilfe dieser literarisch »unverbrauchten« Begriffe sollen im Sinne einer »poetischen Topik« jene Imaginationsräume offengelassen bzw. geöffnet werden, welche die Metonymien der rhetorischen Topik einzuhegen versuchen. Zugleich soll damit aber auch der semantischen Kontingenz in der Verbindung von *res* und *verba* entkommen werden.⁷⁸ War diese Beziehung bei Christian Weise – ähnlich wie bei dem Onkel in Strittmatters Erzählung – durch ihre Funktion innerhalb des rhetorischen Systems und bei Balzac durch die Gesellschaft und ihre Sprachregime bestimmt, so erwächst sie bei Strittmatter aus den

⁷⁶ Strittmatter: Die blaue Nachtigall, S. 73.

⁷⁷ Johann Georg Hamann veröffentlichte 1725 ein Lexikon, das auf 864 Seiten einzelne Begriffe und ihre in Rhetorik und Poesie konventionalisierten »Beywörter« notiert; unter dem Stichwort ›Berlin‹ etwa liest man: »Beywört. Das grosse. berühmte. schöne. herrliche. bewohnte. angebaute. reiche. vortreffliche. ungemene. unvergleichliche. bewunderns=würdige. königliche. edle. muntre. frohe. beglückte. besuchte. bevölkerte«; [Johann Georg Hamann:] Nützlicher und brauchbarer Vorrath von allerhand Poetischen Redens=Arten. Leipzig 1725, S. 146.

⁷⁸ Wenn die Rede vom »sozialistischen Realismus« überhaupt ihre Berechtigung hat, dann im Sinne einer solchen Kontingenzreduzierung, die im Einzelnen das Typische zu erblicken sucht. Strittmatter bewegt sich mit seinem topischen Erzählen, das zum Legendenhaften tendiert, jedoch womöglich schon jenseits dieser Debatten, was sich auch in seiner ambivalenten Rezeption niederschlägt. Vgl. Carsten Gansel: Diametrale Gegensätze. Zur Rezeption von Erwin Strittmatter in Ost und West. In: Matthias Aumüller/Erika Becker (Hg.): Zwischen literarischer Ästhetik und sozialistischer Ideologie. Zur internationalen Rezeption und Evaluation der DDR-Literatur. Berlin 2015, S. 123–136.